

Dear reader,

This is an author-produced version of an article published in Herwig Grimm / Carola Otterstedt (eds.), *Das Tier an sich?* It agrees with the manuscript submitted by the author for publication but does not include the final publisher's layout or pagination.

Original publication:

Michael Rosenberger /Peter Kunzmann

Ethik der Jagd und Fischerei

in: Herwig Grimm / Carola Otterstedt (eds.), *Das Tier an sich? Disziplinen übergreifende*

Perspektiven für neue Wege im wissenschaftsbasierten Tierschutz, pp. 297–314

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012

Access to the published version may require subscription.

Published in accordance with the policy of Vandenhoeck & Ruprecht: <https://www.vr-elibrary.de/self-archiving>

Your IxTheo team

Liebe*r Leser*in,

dies ist eine von dem/der Autor*in zur Verfügung gestellte Manuskriptversion eines Aufsatzes, der in Herwig Grimm / Carola Otterstedt (Hg.), *Das Tier an sich?* Der Text stimmt mit dem Manuskript überein, das der/die Autor*in zur Veröffentlichung eingereicht hat, enthält jedoch nicht das Layout des Verlags oder die endgültige Seitenzählung.

Originalpublikation:

Michael Rosenberger /Peter Kunzmann

Ethik der Jagd und Fischerei

in: Herwig Grimm / Carola Otterstedt (Hg.), *Das Tier an sich? Disziplinen übergreifende*

Perspektiven für neue Wege im wissenschaftsbasierten Tierschutz, S. 297–314

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012

Die Verlagsversion ist möglicherweise nur gegen Bezahlung zugänglich.

Diese Manuskriptversion wird im Einklang mit der Policy des Verlags Vandenhoeck & Ruprecht publiziert: <https://www.vr-elibrary.de/self-archiving>

Ihr IxTheo-Team

Ethik der Jagd und Fischerei

Michael Rosenberger (Jagd)/ Peter Kunzmann (Fischerei)

Wer sich in die Teilbereiche der Tiernutzung begibt, wird auf etliche kaum umfassend beachtete Felder stoßen. Zu ihnen gehören ohne Zweifel Jagd und Fischerei. Es gleicht also mindestens teilweise einer Erschließung von Neuland, wenn hier Überlegungen und Vorschläge vorgelegt werden.

1. Grundsätzliche Vorüberlegungen

1.1 Die prinzipielle Erlaubtheit des Tötens von Tieren zu Nahrungszwecken

Wer einen Artikel über die Ethik von Jagd und Fischerei verfasst, muss zwangsläufig davon ausgehen, dass Jagd und Fischerei und mithin das Töten von Tieren zu Nahrungszwecken nicht prinzipiell verwerflich sind. Dafür können folgende Gründe angeführt werden:

Erstens ist der Mensch auf das Töten nichtmenschlicher Lebewesen angewiesen, und zwar zu Nahrungszwecken ebenso wie zu anderen lebenserhaltenden Zwecken. Auch das Ernten eines Salatkopfes bedeutet ja die Tötung eines Lebewesens, und das Fällen eines Baumes, nicht zu Nahrungszwecken, aber zur Lebenserhaltung des Menschen, ist ebenfalls eine Tötungshandlung. Die Tatsache, dass das höher entwickelte Tier Schmerz empfindet, ist zwar als gradueller Unterschied relevant, aber nur quantitativ, nicht qualitativ. Sie ändert nichts daran, dass der Mensch von anderen Lebewesen lebt und auf ihre Tötung angewiesen ist.

Ein zweites: Zu Nahrungszwecken wäre zumindest die Jagd heute in den Industrieländern nicht mehr nötig. Sie bleibt es aber zum Erhalt des ökologischen Gleichgewichts und des Artenreichtums in Räumen, in die der Mensch ohnehin eingreift. Wo die ursprüngliche Nahrungskette auch nur an einer Stelle verändert wird – und daran kommt der Mensch nicht vorbei, wenn er selber leben will –, müssen Ausgleichsmaßnahmen an anderer Stelle die Balance wiederherzustellen versuchen (auch wenn das nie völlig gelingen wird!). Das Töten von Tieren ist eine zentrale Ausgleichsmaßnahme.

Drittens muten Jagd und Fischerei dem Tier im Regelfall viel weniger Einschränkungen zu als menschliche Tierhaltungssysteme. Das Wildtier und der freischwimmende Fisch werden zwar ebenso getötet wie die vom Menschen gezüchteten und gehaltenen Nutztiere, haben aber zuvor mit hoher Wahrscheinlichkeit ein glückliches Leben in Freiheit gehabt.

Solche Grundeinsichten stehen im Hintergrund, wenn auch die Bibel die Tötung von Tieren grundsätzlich erlaubt (vgl. Rosenberger 2001¹/ 2008², 157-165). Sie weiß zwar einerseits, dass der Idealfall des Paradieses, in dem kein Lebewesen getötet wird, als Vision orientierende und motivierende Kraft für den Menschen hat, seine Gewalt möglichst weit zu reduzieren. Deswegen führt sie uns diese Vision an verschiedenen Stellen vor (vgl. Rosenberger 2001¹/ 2008², 123-126): In der ersten Schöpfungserzählung (Gen 1), in der dem Menschen nur die grünen Pflanzen zur Nahrung gegeben werden, die man damals nicht als Lebewesen erkannte; in prophetischen Texten über die messianische Endzeit (Jes 11 u.a.), wo sogar der Löwe Stroh frisst, und im Markusevangelium (Mk 1,13), wo Jesus in der Wüste friedlich mit den wilden Tieren zusammenlebt und das Paradies Wirklichkeit zu werden beginnt, in dem auch Tiere nicht mehr töten oder getötet werden.

Diese Texte sind Utopien, die die menschliche Sehnsucht nach einer gewaltfreien Schöpfung wecken, aber nicht die Konflikte im Hier und Heute lösen wollen. Das tun andere biblische Texte, allen voran die Erzählung vom Noachbund (Gen 9): Gott schließt einen Bund mit Noach, mit dessen Familie und ihren Nachkommen für alle Generationen „und mit allem was lebt“, d.h. mit den Tieren. Dennoch wird ausdrücklich gesagt, dass der Mensch sie töten und essen darf, soweit er das für seinen eigenen Lebensunterhalt braucht (!).

Jagd und Fischerei pauschal zu verbieten ist daher weder philosophisch noch theologisch begründbar. Allerdings muss sich der Jäger oder Fischer in jedem konkreten Einzelfall rechtfertigen – insbesondere der Hobbyjäger oder Hobbyfischer. Ihr Tun ist nicht ethisch beliebig oder neutral, sondern enthält Momente, die nur dann für richtig befunden werden können, wenn sie gewisse Kriterien erfüllen. Und genau die Bestimmung solcher Kriterien ist Aufgabe der Ethik.

Variation in der Fischerei: Ordnet sich die Fischerei in die skizzierte Rahmenhandlung ein, gerade auch die Fischerei mit der Handangel, dann kommen ihr große moralische Vorzüge (Kunzmann 2004) zu: Fische zu essen, ist einer der besten Möglichkeiten, sich mit Eiweiß tierischen Ursprungs zu versorgen. In dieser Hinsicht ist die Teichzucht von Fischen wie dem Karpfen unübertroffen: Diese ernähren sich zu einem Gutteil von Algen, die wiederum Sonnenlicht in Nahrung umwandeln. Sonnenenergie in hochwertige Lebensmittel für die Ernährung von Menschen zu veredeln, dürfte kaum effizienter möglich sein. Weniger günstig sieht es allerdings dort aus, wo Fische gemästet werden, die ihrerseits von anderen Tieren leben.

Wenn es sich um die Verwertung natürlicher Ressourcen und die Nutzung aquatischer Lebensräume handelt, ist die Angelfischerei in vieler Hinsicht im Vorteil: Die Entnahme erfolgt Stück um Stück, in hohem Maße selektiv, denn mit der Wahl des Köders (und der anderen Umstände) kann der Angler zumindest weitgehend ausschließen, Fische zu landen, die er nicht verwerten kann. Er kann es auch korrigieren, wenn er am „Zielfisch“ vorbei angelt, sei es, weil es sich um die falsche Art, sei es, weil es sich um Zielfische der falschen Größe handelt: Vorausgesetzt, er lässt entsprechende Vorsicht walten, kann er den Fisch zurücksetzen mit einer hohen Wahrscheinlichkeit, dass dieser den Fehlgriff übersteht. Dergleichen ist nicht realisierbar in der kommerziellen Fischerei, wo gefangene Fische keinen Weg mehr zurück zum Leben haben (Schätzungen von Greenpeace gehen von weltweit 39 Millionen Tonnen Beifang jährlich aus).

Selbst wenn es schwer fällt, sich das Leben eines Wildtieres als ein „glückliches Leben“ (s.u.) vorzustellen, bleibt doch ein entscheidender Punkt: Die Belastungen, schärfer: die Qualen, die ein Fisch beim Angeln ausgesetzt ist, sind zeitlich sehr begrenzt. Ob wir sie gegen die Belastungen, die Menschen einem „Nutztier“ unterwerfen, wägen können, hängt auch davon ab, ob und in welcher Hinsicht wir Fischen Leidensfähigkeit zusprechen. Diese Diskussion hat im letzten Jahrzehnt eine außerordentliche Dynamik entfaltet, die weiter unten noch zu erläutern ist. An dieser Stelle sei vermerkt: Wenn wir überhaupt Tiere töten dürfen, um uns zu ernähren, steht die Angelfischerei im Vergleich zur Nutztierhaltung nicht schlecht da: Die Fische leben ihr Leben, wie immer sich dies gestaltet. Es liegt außerhalb menschlicher Einwirkung. Der Zeitraum des menschlichen Zugriffs auf das Tier ist beim Fischen sehr kurz bemessen. Das alles ändert sich, wenn wir die Prämisse aufgeben, es handle sich der Absicht wie der Wirkung nach um eine auf den Selbsterhalt des Menschen hin angelegte „Nutzung“ von Tieren aus Nahrungsgründen (s.u.).

1.2 Das Beziehungsnetz von Jagd und Fischerei

Nun hat jedes Handeln nicht nur Folgen für bestimmte Individuen, sondern auch für „Systeme“, wie die Soziologen sagen. Und diese systemischen Folgen müssen in eine ethische Betrachtung einbezogen werden, soll diese umfassend sein. Damit ergibt sich folgendes Beziehungsnetz des Jägers bzw. Fischers:

Mitmenschen (bes. Jäger- bzw. FischereikollegInnen)		Tiere (jagdbare und nicht jagdbare, fischbare und nicht fischbare)
	JägerIn/ FischerIn	
System Wirtschaft (Jagd- und Forst-, Fischerei- und Wasser-, Land- und Tourismuswirtschaft)		Ökosystem/ Biosphäre

Zwischen diesen Subjekten und Systemen gilt es nun, Gerechtigkeit herzustellen, Ausgleich zu schaffen. Gerechtigkeit meint in der griechischen Philosophie: Jedem Betroffenen das seinen Bedürfnissen Entsprechende geben und von jedem Betroffenen das seinen Möglichkeiten Entsprechende verlangen. Gerechtigkeit herzustellen bedeutet also, in einer zwangsläufig konflikthaften Welt, deren Ressourcen und Freiräume eng begrenzt sind, einen Ausgleich herzustellen zwischen den verschiedenen, miteinander konkurrierenden Bedürfnissen und Interessen. Niemand darf alles für sich reklamieren, und niemand soll leer ausgehen. Jeder soll einen angemessenen Teil vom Ganzen erhalten.

1.3 Das Lustvolle an Jagd und Fischerei

Mehr als viele andere Betätigungen des Menschen scheint es der Jagd eigen zu sein, dass sie im Jagenden starke Emotionen hervorruft und große „Lust“ erzeugt. Das ist keineswegs schlecht oder verwerflich, im Gegenteil: Wenn jemand sein Handwerk mit Freude tut, ist das grundsätzlich zu begrüßen. Allerdings gilt es, die Aspekte der Lust oder Freude ehrlich wahrzunehmen. Denn gerade Emotionen bedürfen im moralisch guten Leben einer ständigen Formung. Sie müssen gelenkt und gestaltet und manchmal auch begrenzt werden, damit sie zum Guten führen. Um sie aber gestalten zu können, muss man sie erst einmal wahrnehmen und ehrlich zugeben.

In der Ausübung der Jagd spielen v.a. vier starke Motive eine Rolle, die freilich nicht alle mit derselben Klarheit benannt und zugegeben werden:

- 1) *Freude an der Natur*: In der modernen, sehr naturfernen Industriegesellschaft kann und wird es Freude bereiten, wenn man den Zwängen der Zivilisation entflieht, die Stille und den Frieden der Natur genießt und das vielfältige Leben in ihr beobachtet. Daher könnte man leicht meinen, das sei die für die JägerInnen wichtigste und vorherrschende Motivation. In Wirklichkeit scheint sie zwar *ein* Beweggrund zu sein, aber nicht der einzige und meist auch nicht der

- wichtigste. Denn Freude an der Natur könnte man ebenso gut als TierbeobachterIn oder als TierfotografIn haben. Dafür bräuchte man doch nicht schießen und Beute machen. Es müssen also andere Motive hinzukommen.
- 2) *Spannung eines sportlichen Wettbewerbs*: Nicht umsonst werden die (Hobby-) Jagd und (Hobby-) Fischerei häufig „Sport“ genannt. In der Tat haben sie einige wesentliche Elemente mit praktisch allen Sportarten gemeinsam – jedenfalls wo diese als Wettkampf ausgeübt werden. Wettkämpfe haben einen ihrer größten Reize in der Spannung ob des ungewissen Ausgangs. Sowohl die SportlerInnen als auch die ZuschauerInnen empfinden einen Wettkampf besonders dann als packend, wenn nicht von vorneherein feststeht, wer ihn gewinnen wird. Das gilt analog für Jagd und Fischerei. Der Jäger oder Fischer empfindet sein Tun als eine Art Wettkampf mit dem Tier. Es ist nicht sicher, ob er am Ende mit einer prächtigen Beute nach Hause kommt. Vielmehr muss er das Tier aufspüren, den günstigen Moment für den Schuss abwarten und dann treffen bzw. den richtigen Köder an der richtigen Stelle auswerfen. Das fordert eine Menge Kenntnis, Geduld, Können. Genau darin liegt ein wesentlicher Reiz des Jagens und Fischens (nicht umsonst verwenden wir für die Ballsportarten oft dasselbe Vokabular wie für die Jagd: Man „lauert“ und „jagt“ dem Ball hinterher, „schießt“ und „trifft“).
 - 3) *Machtgefühl*: Mag das Moment der Spannung vielleicht noch akzeptabel scheinen, so wird das dritte Motiv vermutlich von den allermeisten JägerInnen verleugnet. Jagen ist Machtausübung. Der Jäger beherrscht das Wild, er bemächtigt sich des Tieres, indem er Beute macht. Er eignet sich etwas an, das ihm zuvor nicht gehört. Die Attraktivität eines derartigen Machtgefühls zeigt sich dann z.B. darin, dass JägerInnen sich die Freiheit der Entscheidung, ob und welches Tier sie töten, äußerst ungern nehmen lassen. Da hat ihnen niemand hineinzureden. Und am liebsten schieben sie die vorgesehenen Abschüsse bis ans Ende der Jagdzeit hinaus, damit dieses Gefühl, noch wählen und Beute machen zu können, möglichst lange erhalten bleibt.
 - 4) *Gesellschaftlicher Status*: Gerade für HobbyjägerInnen spielt es keine geringe Rolle, welchen Status man der Jagd traditionell beimisst. Von den „primitivsten“ (= ursprünglichsten) Kulturen auf der Stufe der Sammler und Jäger durch das gesamte ständisch organisierte Mittelalter bis hin zur modernen Industriegesellschaft ist das Jagen einer der Bereiche, in dem die stärksten Privilegien gelten und der am klarsten die Zugehörigkeit zu bestimmten gesellschaftlichen Gruppen ausdrückt. Wer jagt, der will auch, dass andere (JägerInnen wie NichtjägerInnen) das wahrnehmen, denn als JägerIn ist man eine Persönlichkeit. Das ist in der Fischerei dezidiert anders. Das Fischen galt immer auch als legitimes Tun des einfachen Volkes und hat von daher weit weniger den Charakter des Elitären. Ein Grund, warum die christliche Tradition zwischen Fleisch- und Fischverzehr einen Unterschied machte, liegt genau hierin begründet: Fleisch, insbesondere Wildbret, ist weit mehr Statussymbol als Fisch.

Variation in der Fischerei: Das gerade ausgemalte „Machtgefühl“ des Jägers wird sich den meisten Anglern entziehen: Der Fisch nimmt, oder er nimmt nicht. Es gibt keinen Aufschub, der eine Demonstration von Macht zuließe. Entweder ich fange den Fisch, jetzt, diesen, oder eben nicht. „Macht“ gibt es vielleicht noch ein bisschen im Drill, wenn der Angler den Fisch „führt“, und dann, wenn der Fisch im Kescher liegt. Dann „darf“ der Angler entscheiden, wie er mit dem Fisch verfahren will. Aber das ist nicht der entscheidende Augenblick (s.u.).

Viel wichtiger, auch für das Verhältnis zur Natur: Der Angler taucht ein in eine für ihn fremde Welt, eben „Natur“: Gleichermaßen ihm fremd und doch vertraut, ihm zugänglich und unzugänglich. Wäre „Natur“ so zugänglich wie ein Büroraum, hätte sein Handeln keinen Sinn: Fischen wäre so fad wie das Bedienen eines Kaffee-Automaten. Wäre sie komplett fremd, wäre Fischen reine Lotterie. Dazwischen liegt der Reiz: Er kann und muss alles vorbereiten und vorbedenken. Dann beißt, dann nimmt der Fisch – oder er nimmt nicht.

Darin liegt auch der Schlüssel zu einer besonderen Naturerfahrung: Jäger wie Fischer stehen in einem besonderen Verhältnis zur Natur: So wie jeder andere Naturnutzer, der Naturfotograf oder der Pilzsucher, ja selbst der Spaziergänger. Jäger wie Angelfischer verschlingen sich auf eigentümliche Weise in die Natur. Anders als andere Nutzer der Natur müssen sie eindringen, sich einlassen in die Naturwahrnehmung ihrer Beute. Sie müssen, wollen sie Erfolg haben, ein ihr überlegener Teil der Natur werden. Der Fischer, der einen Hecht überlistet, muss um das verletzte Rotaugen wissen, dessen Imitation in des Hechtes Welt einen unwiderstehlichen Reiz ausübt. Die „Spannung“ eines Wettkampfs verbindet sich mit der besonderen Naturerfahrung.

Es ist aber ein ganzes Bündel von Erfahrungen, die den Reiz jenes Fischens ausmachen, das international und auf Englisch „*recreational*“ genannt wird, sehr trefflich und viel besser als die deutschen Ausdrücke von Hobby oder gar Sport.

Für eine Ethik von Jagd und Fischerei ist es von höchster Wichtigkeit, die Scheu zu überwinden und auch die weniger positiv besetzten Motive offen zuzugeben. Sie dürfen kein Tabuthema sein, sonst blockieren sie die Entwicklung zu einer reifen und selbstkritischen Jäger- bzw. Fischerpersönlichkeit. Macht und gesellschaftlicher Status sind in unendlich vielen Zusammenhängen von fundamentaler Bedeutung. Das Streben nach ihnen ist an sich ethisch neutral. Ziel der Ethik ist es, vorhandene Motivationen so zu formen und zu gestalten, dass die Lust des Jagens bzw. Fischens in einer Weise ausgelebt wird, die den Bedürfnissen und Möglichkeiten der anderen Beteiligten im Beziehungsnetz gerecht wird.

2. Ethische Grundhaltungen in Jagd und Fischerei

Ein „Transportmittel“ der Ethik ist die Umschreibung von guten Grundhaltungen oder Tugenden. Diese zielen anders als Normen auf die Persönlichkeitsbildung, wollen also Antwort auf die Frage geben, wie ein guter Jäger oder ein guter Fischer charakterisiert werden kann. Im Folgenden sollen einige zentrale Tugenden benannt werden, die in diesem Sinne unverzichtbar sind.

2.1 Die tierethische Basis: Kein Zweckegoismus, sondern Ehrfurcht vor jedem Mitgeschöpf

In allen neueren Ansätzen der Tierethik, die über den Empirismus der utilitaristischen Herangehensweise hinausreichen, wird dem Tier ein „intrinsischer Wert“, d.h. ein „Eigenwert“ oder auch eine „geschöpfliche Würde“ zuerkannt (s.o. die Artikel zur philosophischen und theologischen Ethik). Das Tier ist ein eigenständiges „Subjekt eines Lebens“ (Tom Regan), es hat als solches einen Wert, weil es eigene Fähigkeiten und Möglichkeiten besitzt (Paul W. Taylor), es ist wertvoll (valuable), weil es selbst Wertungen vollziehen kann (value-ability) und bestimmte Dinge für sich als gut betrachtet, andere nicht (Frederick Ferré, Charles Birch, John B. Cobb), und es besitzt in analogem Sinne so etwas wie Freiheit und Autonomie (Friedo Ricken, Michael Rosenberger). Theologisch gesprochen: Es ist von Gott selbst geschaffen und gewollt, um seiner selbst willen und nicht nur als Material für den Menschen (Gen 1-2). Es ist ein Mitgeschöpf des Menschen im einen Lebenshaus der Schöpfung.

Wenn wir dem Tier aber Eigenwert oder Würde zuerkennen müssen, dann ist der Mensch zugleich verpflichtet, es entsprechend zu behandeln: Den Träger von Würde gilt es in seiner Eigenständigkeit zu achten. Wer Würde hat, verdient Respekt und Ehrfurcht. Der Mensch darf ihn benutzen, aber nicht *ausschließlich* unter Nutzenaspekten betrachten. Er darf seine Interessen und Bedürfnisse ihm gegenüber ins Spiel bringen, muss aber auch dessen Interessen und Bedürfnisse „würdigen“, d.h. wahrnehmen und fair und unparteiisch gegen die eigenen abwägen. Gegenüber einem Träger von Würde hat jeder Handelnde Pflichten, muss ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen.

In den Ritualen der Jagd steht diese Ehrfurcht vor dem Tier klar im Zentrum. Wenn der Jäger nicht gleich nach dem Schuss zum erbeuteten Tier eilt, sondern dieses noch einige Minuten für sich liegen lässt. Wenn dem erbeuteten Tier der „letzte Bissen“ ins Maul gesteckt wird. Wenn man sich davor hütet, über das tote Tier darüber zu steigen. Wenn der Tod verblasen wird. Immer dann wird die geschuldete Ehrfurcht vor dem Tier auszudrücken versucht.

In einem relativ krassen Gegensatz dazu steht die geläufige Rede vom „Stück“. Das mag wertschätzend gemeint sein und das jagdbare Tier gegenüber dem nicht jagdbaren höher stufen. Aber Vorsicht: Jedes Tier – ob jagdbar oder nicht – ist mehr als ein Stück! Es ist ein unverwechselbares, einmaliges Individuum. Es ist ein Mitgeschöpf, das uns als seine „Geschwister“ von Angesicht zu Angesicht anschaut. Das sollten wir nicht vergessen. Hier muss jede Verdinglichung und jedes reine Zweckdenken vermieden werden!

Drei weitere tierethische Grundhaltungen ergeben sich aus diesem Respekt vor dem Tier:

- 1) Kein unnötiger Jagddruck, sondern *Rücksicht auf das Wohlbefinden des Tieres*: Unweigerlich verursacht das Jagen einen gewissen „Jagddruck“. Damit ist der Druck gemeint, den das Wild empfindet, wenn es wahrnimmt, dass es gejagt wird, und der es scheu und ängstlich macht. Diesen Jagddruck gilt es zu minimieren. Natürlich wird es im konkreten Fall Probleme geben, den Jagddruck eines bestimmten jagdlichen Vorgehens exakt zu bestimmen und ihn mit dem Jagddruck alternativer Methoden zu vergleichen. Gleichwohl werden sich die Konsequenzen für die Methodenwahl der Jagd, für die Festlegung begrenzter Jagdzeiten sowie für die Art der Waffen meistens doch hinreichend klar bestimmen lassen.
- 2) Keine Lieblosigkeit, sondern *Sorgfalt bei der Jagdausübung*: Diese Sorgfalt gilt einerseits *im Umgang mit dem noch lebenden Tier*, etwa im Mühen um größtmögliche Qualität des Schusses durch optimales Training in Schießzentren und um tiergerechte und unparteiliche Wahl jener Tiere, die man schießt (hier darf es nicht in erster und einziger Linie um die optimale Trophäe gehen!). Auf der anderen Seite zeigt sich die gebotene Sorgfalt auch *im Umgang mit dem erbeuteten Wildbret*: Der achtsame und sachgerechte Umgang mit dem Fleisch ist keine Beliebigkeit, sondern ein ethisches Gebot erster Güte. Das zügige Aufbrechen des Tieres, die sorgfältige Lagerung beim schnellen Transport sowie die fachgerechte Nachbehandlung des

Fleisches zeigen, dass jemand die kostbare Gabe begriffen und gewürdigt hat, die das Tier mit seinem Leben hergeschenkt hat.

- 3) Kein Hass auf das Raubwild und keine Geringschätzung des trophäenlosen Wilds, sondern *Gleichbehandlung*: Vielfach beobachtet man eine starke Hierarchisierung der Tiere: Da sind die „Lieblinge“ der JägerInnen, nämlich jene Tiere, die Trophäen tragen. Sie werden gehegt und gepflegt. Auf einer zweiten Stufe stehen die trophäenlosen „Nutztiere“. Ihnen schlägt oft Geringschätzung entgegen. Sie werden mitgehegt, wo das nicht anders möglich ist. Auf der dritten Stufe stehen die Beutegreifer. Oft genug werden sie direkt bekämpft, man sieht sie als KonkurrentInnen an und stellt ihnen (trotz aller Bemühungen der Jagdverbände zum Teil sogar mit unfairen Methoden wie dem Einsatz von Gift) nach. Aber das geschieht dann nicht mehr rational und maßvoll, sondern oft sogar in blindem Hass und tiefer Aggression. Diese Ungleichbehandlung von Fleisch- und Pflanzenfressern sowie von Trophäenträgern und Nicht-Trophäenträgern ist ethisch nicht zu rechtfertigen. Tierethisch betrachtet handelt es sich bei allen Tieren um Mitgeschöpfe, die Respekt und Gleichbehandlung verdienen. Ökologisch gesehen sind sie alle MitbewohnerInnen des einen Lebenshauses der Schöpfung, in dem die JägerInnen für ein vernünftiges Populationsmanagement sorgen sollen. Und wirtschaftlich betrachtet geht es um ein solides Nutzen- und Schadenmanagement bei allen Tierarten.

Variation in der Fischerei: Zumindest die ersten beiden Punkte sind, *mutatis mutandis*, auf und in die Fischerei zu übertragen: Auch den Angelfischern obliegt es, die Nebenwirkungen seiner Präsenz am (oder gelegentlich: im) Wasser seiner Wahl so gering wie möglich zu halten. Sein Fußabdruck soll so klein und leicht wie möglich sein. Desgleichen gehört es zu den moralischen Minimalanforderungen, im Umgang mit den Fischen selbst größtmögliche Schonung und Sorgfalt obwalten zu lassen. Dazu werden dem Angler selbst eine ganze Reihe von Maßnahmen einfallen: Montagen, die selbst im Falle eines Schnurbuchs das Überleben des Fisches nicht gefährden; *barbless hooks*, also Haken ohne Widerhaken; maximale Schonung des gehakten Fisches durch Minimierung der Dauer des Drills (unabhängig davon, ob der Fisch zurückgesetzt werden soll oder nicht), schonende, weil adäquate Behandlung. Hierher gehören auch das tierschutz-konforme Schlachten der Fische und die sachgerechte Verwertung des Fangs.

Dies alles stellt streng genommen eine Selbstverständlichkeit für den verantwortungsbewussten Fischer dar; leider ist dies faktisch nicht überall und jederzeit der Fall. Hier sind alle Beteiligten, die Fischereirechtsinhaber, die Vereine, die Fischereiaufseher und schließlich jeder Fischer vor Ort gefordert, für die Wahrung dieser Standards einzutreten. Allein auf der Basis, dass solche Mindeststandards verlässlich eingehalten sind, sind weitere ethische und moralische Überlegungen zum Fischen sinnvoll.

Sehr viel schwieriger wird es mit dem Punkt der „Gleichbehandlung“ und dem „Populationsmanagement“. Unter den Fischen gibt es nach kulinarischen sowie nach "sportlichen" Gesichtspunkten erhebliche Unterschiede. In Mitteleuropa stehen entsprechend die wegen ihres Fleisches wertvollen Arten unter hohem Bejagungsdruck, was vor allem den Aal betrifft; fischereilich hoch geschätzt ist der Karpfen; aus beiden Gründen, wegen ihres Wertes als Speise und als Beute, werden Hecht und Zander intensiv befischt. Dies zusammengenommen führt zu einer „un-ökologischen“ Nutzung der Angelgewässer: Der Zugriff des Menschen bewirkt konstant eine Verschiebung der „Demographie“ unter Wasser, insbesondere durch den hohen Bejagungsdruck auf die Raubfische. Dieser führt unter Umständen zu einem Überhang an Weißfischen (wie Rotaugen [Plötzen], Brachsen [Brassen] etc.), die, ihrer natürlichen Jäger ledig, auch vom Menschen als Beute weitenteils verschmäh werden.

Zusätzlich wird dies durch die „Fehlanreize“ (Arlinghaus 2006, 76ff.) des Rechts in der Fischerei verstärkt: Da etwa das deutsche Fischereirecht einerseits vorschreibt, Fische bestimmter Arten (wie Zander und Hecht) unterhalb einer gewissen Länge („Schonmaß“) zurückzusetzen, die Rechtsprechung aus Tierschutzgründen aber zu erzwingen scheint, Fische derselben Art, die diese festgelegte Länge übertreffen, *nicht* zurücksetzen zu dürfen, führt eine solche Selektion unter den Fischen (denn eine solche damit findet statt) zu einer Verzerrung der „natürlichen“ Verhältnisse: Die evolutionär erfolgreichen Modelle, die zu einer gewissen Größe wachsen konnten, sind einem verschärften Selektionsdruck ausgesetzt. Die alte Anglerregel „die Schlangen werden die Langen, die Dummen werden gefangen“ wird außer Kraft gesetzt.

Die damit zusammenhängenden, sehr komplexen Fragen des fischereilichen Managements von Gewässern, die unter 2.3 kurz angesprochen werden, sind im Rahmen dieser tierethischen Betrachtung nicht detailliert zu erörtern; das gilt für den ganzen Raum der ökologischen Aspekte der Fischerei.

2.2 Die zwischenmenschliche Grundhaltung: Kein Neid, sondern Fairness

Wie in vielen Sportarten ist das Konkurrenzdenken unter JägerInnen sehr stark ausgeprägt. Sport hat mit Wettbewerb und Konkurrenz zu tun, er hat „agonalen Charakter“, und das lässt sich auch gar nicht vermeiden (vgl. Wirkus 1998; Krüger 1998). Die ethische Herausforderung ist es dann, die Konkur-

renzsituation so zu formen und zu gestalten, dass sie zu mehr und nicht zu weniger Mitmenschlichkeit führt. Sportlicher Wettkampf kann Menschen entzweien, er kann und soll sie aber eigentlich verbinden.

Nun richtet sich die sportliche Konkurrenz bei der Jagd vornehmlich auf die Trophäen. Trophäen- oder Hegeschauen, deren eigentliches Ziel die Kontrolle der Sachgerechtheit der Jagd ist, werden de facto zu einem wichtigen rituellen Medium des sportlichen Wettbewerbs. Und auch über diese hinaus wissen JägerInnen ihre sportlichen Erfolge gut zu präsentieren. Damit sind aber dem Neid Tür und Tor geöffnet. Man gönnt dem anderen seine Erfolge nicht, sondern argwöhnt unlautere Methoden und unsachgemäßes Vorgehen. Man redet die Erfolge anderer schlecht und macht die Trophäen madig.

Um dem Jagdneid zu entgehen und wirkliche sportliche Fairness walten zu lassen, ist ein Blick in die gut ausgearbeitete Sportethik hilfreich. Auch dort sind Trophäen selbstverständlich und kaum verzichtbar. Sie dienen als Motivationsfaktor, der die SportlerInnen zu Höchstleistungen anspornt. Sie dienen zur Anerkennung dieser Höchstleistungen seitens der MitbewerberInnen wie auch des Publikums. Und sie symbolisieren die religiöse Dimension des Sports, denn letztlich ist der Sieg immer auch ein unverdientes Geschenk und eine „Gnade“, wie man theologisch sagen würde.

Aber die Sportethik weiß schon seit Urzeiten, dass eine zu starke Konzentration auf Trophäen Gift für die Seele ist. Wo jemand mit aller Macht unbedingt gewinnen will, verdirbt das den Charakter. Die Versuchung wird groß, zu unlauteren Methoden zu greifen, um auf jeden Fall zu gewinnen. Außerdem neidet der nur auf den Erfolg Fixierte dem Sportkollegen seinen Erfolg, und statt Gemeinschaft stiftet der Sport plötzlich Zwietracht, Missgunst und Streit.

Dem setzt die Sportethik ein doppeltes Motto entgegen: Einerseits betont sie – in dem modernen Spruch „fair geht vor“ zusammengefasst – den Gedanken der Fairness. Sportliche Gegner sollen einander regelgerecht und aufrichtig begegnen. Andererseits kann das olympische Motto „dabei sein ist alles“ gar nicht ernst genug genommen werden. In erster Linie soll einfach der Sport an sich Freude bereiten. Das Sporttreiben ist das eigentlich Befriedigende, das Sichmessen mit KonkurrentInnen, die einem möglichst ebenbürtig sein sollen, denn sonst entstehen weder Spannung noch Freude. Dass man sich mit anderen, ähnlich guten SportlerInnen messen darf, ist das eigentliche Geschenk und das Wunderbare des Sports.

Trophäen sind vielleicht die schönste Nebensache beim Sport, und sie mögen einen langen Weg der Vorbereitung und Mühe krönen. Aber sie dürfen nicht zur Hauptsache werden.

2.3 Die systemische Grundhaltung: Keine Gier, sondern Maßhaltung

Überall, wo Menschen jagen und sammeln, sind sie gefährdet, der Gier und Sucht zu verfallen. Je mehr „Beutestücke“ jemand erworben hat (und das können Briefmarken genauso wie Geweihe sein!), umso stärker ist die Versuchung, nur noch die noch tolleren, noch wertvolleren Trophäen wahrzunehmen und wie besessen danach zu trachten, auch die in Besitz zu nehmen.

Gier löst im Menschen den berühmten „Tunnelblick“ aus. Er sieht nichts mehr rechts und links, sondern ist allein von dem einen und einzigen Ziel getrieben, das in Besitz zu nehmen, was ihn verlockt. So ein Tunnelblick ist aber höchst gefährlich. Denn letztlich besitzt ihn dann die erstrebte Trophäe, sie hat Macht über ihn, er wird unfrei und zum Sklaven.

Dem Laster der Gier setzt schon die griechische Philosophie die Tugend der Maßhaltung entgegen. Maßhaltung meint, die Strebungen der eigenen Seele mit den Bedürfnissen der Polis, also der Menschengemeinschaft, und des Kosmos, also der Schöpfung, in Einklang zu bringen. Platon vergleicht das rechte Maß mit dem Zusammenklingen (griechisch „Symphonie“) von Seele, Kosmos und Polis. Für die Jagdethik wäre Maßhaltung folglich die Tugend, nur aus gutem Grund zu schießen und dort, wo dieser nicht gegeben ist, die eigene Lust zu Gunsten des Tieres als eines Teils des Kosmos zurückzustellen. Jagen allein um der Trophäen oder des Ruhmes wegen ist nicht verhältnismäßig, sondern unmäßig und maßlos.

Im Sinne der griechischen Philosophie ist die Maßhaltung jene Tugend, die die verschiedenen Systeme integriert: Das Ökosystem der Schöpfung ebenso wie die Wirtschafts- und Sozialsysteme der Gesellschaft. Maßhaltung ist also v.a. eine systemische Tugend. Die Bedürfnisse der verschiedenen Systeme sollen in Ein-Klang, Harmonie miteinander gebracht werden. Sie sollen zueinander verhältnismäßig sein, proportional. Sie sollen aufeinander abgestimmt werden.

2.4 Die individualmenschliche und unreligiöse Grundhaltung: Keine Überheblichkeit, sondern Demut

Überall, wo der Mensch mit der Schöpfung zu tun hat, darf er nicht vergessen, dass er selber ein winziger und zerbrechlicher Teil dieser Schöpfung ist. Er steht nicht über der Schöpfung, sondern in ihr, und gleicht den übrigen Geschöpfen in zwei fundamentalen Merkmalen: Er ist *abhängig* von der Schöpfung, stets auf sie verwiesen. Und er ist endlich, nämlich *sterblich*. Er ist aus Erde gemacht und kehrt zur Erde zurück (Gen 3,19).

Diese beiden Charakteristika der Geschöpfe – Abhängigkeit und Endlichkeit – könnte man als widrige und belastende Einschränkung menschlicher Existenz verstehen. Sie können aber auch als befreiend und beschenkend gedeutet werden: Die Erfahrung der Abhängigkeit kann zeigen, dass der Mensch im großen Zusammenhang der Schöpfung geborgen und getragen ist. Er darf sich in den Kreislauf des Lebens hineinfallen lassen und braucht sein Leben gar nicht alleine herstellen und sichern. Und das Wissen um die eigene Sterblichkeit birgt die Möglichkeit, jede Minute, jeden Augenblick seiner kurzen und eng begrenzten Lebensspanne als kostbar zu erleben. Denn würde der Mensch auf dieser Erde ohne Ende weiterleben, wäre der einzelne Moment nichts wert. Erst durch ihre Knappheit wird die Zeit zu einem wertvollen Geschenk.

Genau diese beiden Einsichten – dass Abhängigkeit entlastend sein kann und Endlichkeit das Leben kostbar macht – können bescheiden und zugleich dankbar machen. Diese Grundhaltung hat die christliche Spiritualität traditionell „Demut“ genannt. Der lateinische Begriff „humilitas“ wird durch die frühchristlichen Theologen abgeleitet von „humus“, Erde. Demut ist das Wissen darum, dass wir von der Erde stammen und zur Erde zurückkehren. Und sie ist die dankbare Anerkennung dieser Tatsache, weil sie deren befreiende Wirkung begriffen hat.

JägerInnen mögen ebenso wie andere Menschen, die Macht ausüben, leicht in Versuchung sein, überheblich, arrogant und hochmütig zu werden. Gerade durch ihre Naturverbundenheit haben sie aber auch eine besondere Chance, die Urtugend christlicher Spiritualität, die Demut, anzunehmen und einzuüben und sich als kleine, zerbrechliche und gerade so wunderbare Geschöpfe im großen Lebenshaus der Schöpfung zu erfahren.

Variation in der Fischerei: Gerade die Demut als Tugend erlaubt einen besonderen Blick auf die Angelfischerei: Wie in der Jagd auch gibt es unter den Fischern Erfolgreichere und weniger Erfolgreiche; es besteht auch kein Zweifel, dass sich die Erfolge beim Fischen entsprechend auf die besseren und schlechteren Fischer verteilen: vor allem die möglichst genaue Bekanntschaft mit dem Gewässer, ein kreativer Einsatz von Angelmethoden, Kenntnis der realen Verhältnisse usw. wirken sich auf den Erfolg aus. „Grace comes by art and art does not come easy,“ heißt es bei Norman Maclean¹; derselbe, der „hofft, dass die Forelle steigt“: Andererseits nämlich wird niemand ernsthaft leugnen, dass ein Moment der Unberechenbarkeit wesentlich zur Tätigkeit des Fischens gehört: Andernfalls verlöre das Fischen (wie wohl auch das Jagen) einen erheblichen Teil seiner Attraktion. In diesem Sinne ist die Aktivität des Angelfischers stets eine Übung in Demut. Dieser Aspekt wird, psychologisch nachvollziehbar, gerade in diesen Augenblicken des Erfolgs vom Stolz auf die eigene „Leistung“ überlagert, die zwar eine notwendige, aber eben keine hinreichende Bedingung für den Erfolg war. Weil des Anglers vornehmste Tugend die Geduld ist, die manchmal aus bekannten, aber eben nicht vorhersehbaren Gründen belohnt wird, ist seine Tätigkeit durchweg mit der Demut verknüpft. Dies vielleicht in höherem Maße, als dies beim Jäger der Fall ist. Das Entscheidende kann der Angler gerade nicht willkürlich; eine dem Jäger vergleichbare Macht übt er erst dann wirksam auf den Fisch aus, wenn er ihn im Kescher hat: Die alles entscheidende Aktion, das „Nehmen“, geht immer vom Fisch aus. Fischen ist eine Übung in Demut.

2.5 Der gute Jäger und die gute Jägerin

Zusammenfassend lässt sich nun die Architektur einer Tugendethik für JägerInnen und FischerInnen im bereits dargestellten Schaubild eintragen:

Mitmenschen (bes. Jäger- bzw. FischereikollegInnen): Fairness und Gemeinsinn		Tiere (jagdbare und nicht jagdbare, fischbare und nicht fischbare): Ehrfurcht
	JägerIn/ FischerIn: Demut	
System Wirtschaft (Jagd- und Forst-, Fischerei- und Wasser-, Land- und Tourismuswirtschaft): Maßhaltung, Ausgleich		Ökosystem/ Biosphäre: Maßhaltung, Ausgleich

Es wird ersichtlich, dass sich alle genannten Grundhaltungen positiv auf das Tier auswirken – auch jene, die primär auf andere Beteiligte zielen. Wo JägerInnen und FischerInnen demütig werden, wo sie

¹ Autor der maßgeblichen Novelle: „A River Runs Through It“ (1976), dt. „Aus der Mitte entspringt ein Fluss“.

ihr Tun Maß haltend ausüben, wo sie in sportlicher Fairness einander begegnen, da wird das die Zahl der erbeuteten Tiere und ihr Leiden auf das nötige Minimum beschränken.

3. Ethische Prinzipien für Jagd und Fischerei

Während es in der Tugendethik um Grundhaltungen ging, die JägerInnen und FischerInnen zu ethisch guten Menschen (nämlich zu Menschen mit guter Absicht) machen, geht es jetzt um Prinzipien, d.h. allgemeine Regeln, die das jagdliche bzw. fischereiliche Handeln zu einem ethisch richtigen Handeln machen. Das sind zwei Aspekte, die nicht immer miteinander überein gehen müssen: Ein Mensch kann in bester Absicht das objektiv Falsche tun, und ein anderer kann das ethisch Richtige in böser Absicht vollziehen.

3.1 Ethische Prinzipien für die Jagd

Die Prinzipien für die Jagd sollen eher kurz und thesehaft aufgeführt werden (detailliert vgl. Rosenberger 2008).

Tierethisch betrachtet soll die Jagd erstens so durchgeführt werden, dass sie für die jagdbaren wie nichtjagdbaren Tiere die geringstmögliche Beeinträchtigung, insbesondere den geringstmöglichen Jagddruck verursacht (Vertrautheit des Jägers mit „seinen“ Tieren/ seinem Revier; möglichst kurze Jagdzeiten unter Ausschluss von Brunft-/ Balz- und Aufzuchtzeiten; keine Jagd während der Nacht; möglichst schonende Jagdmethoden und Jagdgeräte; sachgerechte Ausübung der Jagd incl. Schussqualität). Zweitens muss die Jagd dem Sozial- und Individualverhalten der Tiere Rechnung tragen (kein Abschuss von Muttertieren; möglichst wenig Beeinträchtigung natürlichen Lebensrhythmen und Lebensweisen der Tiere; Befassung mit den neuesten verhaltensbiologischen Erkenntnissen). Schließlich muss die Jagd das erbeutete Wildbret mit höchster Sorgfalt verwerten (keine Reduktion des Tiers auf die Trophäe).

Soziokulturell betrachtet muss die Jagd im offenen und konstruktiven Dialog mit der Bevölkerung stehen – der ortsansässigen wie der Gesamtbevölkerung. Die Öffentlichkeit hat zudem ein Recht und eine Pflicht (!), das jagdliche Tun auf seine Qualität zu überprüfen. Schließlich soll die Jagd Kameradschaft und fairen Umgang der JägerInnen untereinander fördern.

Wirtschaftlich betrachtet muss die Jagd in fairer Weise mit anderen Nutzungsformen der Landschaft abgestimmt werden (Abschusspläne, Schadensminimierung und Schadensmanagement).

Ökosystemisch betrachtet muss die Jagd erstens in fairer Weise mit den ökosystemischen Bedürfnissen (Biotoperhalt, Artenvielfalt) in Einklang gebracht werden (Berücksichtigung der Lebensraumkapazität, revierübergreifende Wildmanagementstrategien, wildökologische Raumplanung, Sorge um den Gesundheitszustand des Wilds, staatliches Schadensmanagement von Raubtieren). Die Jagd soll zweitens die innerartliche genetische Vielfalt, die Vielfalt der Arten von Tieren und Pflanzen sowie die Vielgestaltigkeit der Lebensräume aktiv fördern (Förderung gefährdeter Arten, Beachtung der Jagdverbote, Sicherung der innerartlichen genetischen Vielfalt, Abschuss nicht nur der TrophäenträgerInnen, keine Ansiedlung nicht autochthoner Wildtiere, kein Aussetzen von Zuchttieren zur „Gatterjagd“). Die systemischen Aspekte werden heute gewöhnlich unter dem Stichwort „nachhaltiger Jagd“ bzw. „sustainable hunting“ verhandelt und sind weit ausführlicher reflektiert als die tierethischen Aspekte (s. bes. Forstner/ Rohrmoser/ Lexer/ Heckl/ Hackl 2006).

3.2 Ethische Prinzipien für die Fischerei

Die für die Jäger entwickelten Prinzipien können, *mutatis mutandis*, ohne Abstriche auch für die Fischer übernommen werden. Dies trifft sowohl für die beschriebenen Tugenden wie für die geforderten Prinzipien zu. Die Einstellung des Fischers sollte von den gleichen Beweggründen geprägt sein wie die des vorgestellten Jägers. Seine Tugenden liegen nirgends anders als die des tugendhaften Jägers. Gerade im Maßhalten und in der „Ehrfurcht“, in der Achtung und dem Respekt vor dem Tier, liegt die Wurzel dafür, im Verbund mit der Klugheit den Forderungen nachzukommen, die mit Blick auf den Tierschutz, die Gemeinschaft der anderen Menschen und die Erfordernisse der Ökosysteme auch das Richtige zu verwirklichen. Hier wie dort findet auch das Handeln dessender nicht davon lebt, zu fischen oder zu jagen, nicht außerhalb des Rahmens legitimer ökonomischer Interessen statt. Man täusche sich nicht: Inmitten unserer Kulturlandschaft ist auch ein Fluss oder ein See bewirtschaftet, auch mit Tieren, eben mit Fischen bewirtschaftet. Fischerei, auch und gerade mit der Handangel ist darin in andere, aber analoge Erfordernisse und Ansprüche gebunden. „Sustainable fishing“, sozusagen, bewährt sich in den selben Dimensionen wie „sustainable hunting“; gerade der Aspekt gesellschaftlicher Akzeptanz ist darin bedeutend. Und hier tut sich ein spezifisches Konfliktfeld auf.

3.3. Die Frage nach dem „Grund“ der Angelfischerei

Allerdings tut sich bei der Fischerei ein zusätzlicher Raum auf, der zu Verwerfungen und Kontroversen Anlass gibt: Der Angelfischer kommt nämlich regelmäßig in eine Situation, die sich für den Jäger bes-

tenfalls bei der Fallenjagd ergibt. Er kann das gefangene Tier, also eben den Fisch, töten und verwerten oder er kann ihn in aller Regel abhaken und zurücksetzen. Manchmal ist auch gehalten dies zu tun, denn im Unterschied zum Jäger kann seine Beute üblicherweise nicht im Voraus „ansprechen“, was dazu führt, dass er unerwünschte Fische fängt oder eben solche, die er sich nicht aneignen darf, weil sie besonderem Schutz unterstehen.

Das Fischen und Zurücksetzen wird überall als „*catch and release*“ (*C&R*) bezeichnet und in vielen Ländern als das gängige Verfahren akzeptiert und sogar propagiert. Eine wichtige Voraussetzung dafür, dass *C&R* sinnvoll ist, besteht natürlich darin, dass die wieder eingesetzten Fische den Vorgang überhaupt stabil überstehen. Dazu liegen mittlerweile sehr viele Untersuchungen vor, die den Schluss zulassen, dass die Überlebensrate von mehreren Faktoren abhängt und für verschiedene Fischarten unterschiedlich eingestuft wird (vgl. ganz besonders Arlinghaus 2006, bes. 67-71). Daneben gibt es auch zahlreiche Untersuchungen über die „subletalen“ Effekte des *C&R* auf Fische, zum Beispiel Veränderungen in ihrem Verhalten.

Das jeweilige Reglement des *C&R* kann sehr unterschiedlich (Schwab 2010, 78f.) ausfallen: In Deutschland erzwingt die rechtliche Regelung etwa, Fische, die Fangbeschränkungen nach Zeit und Maß unterliegen, schonend wieder in ihr Element zu entlassen; umgekehrt ist der Angler hier auf der rechtlich sicheren Seite, wenn er Fische mitnimmt, sobald er sie sich aneignen darf. In manchen Ländern wird es dem Angler freigestellt, was er mit seinem Fang anstellt; in anderen wird ihm *C&R* vorgeschrieben, ganz oder teilweise. Den Hintergrund bildet ein wachsender Bejagungsdruck, der sich aus der steigenden Zahl von Angel-Amateuren ergibt. Die in Großbritannien beliebte Karpfen-Angelei ist traditionell *C&R*; die wachsende Beliebtheit der Fliegen-Fischerei hat in den USA dazu geführt, das *C&R* an den Salmoniden-Gewässern (Evans 2005, 197) durchzusetzen. Auch in Mitteleuropa wird *C&R* zunehmend zum Thema, was zum einen mit der wachsenden Zahl von Anglern zusammenhängt, die einem limitierten Bestand von Fischen und Gewässern gegenüberstehen. Überlegungen eines veränderten Gewässer-Managements können hier eine Rolle spielen: Es darf auch nicht unterschätzt werden, dass das Angeln für den Tourismus bestimmter Regionen einen erheblichen Faktor darstellt und *C&R* deshalb einen großen wirtschaftlichen Vorteil bedeuten kann: Die knappe Ressource Fisch reicht damit für mehr Angler und für mehr Angeln.

Dies aber setzt die Legitimität des Fischens ohne die Absicht des Nahrungserwerbs voraus.

Genau hier läuft die moralische und auch rechtliche Bruchkante. Das deutsche und das Schweizer Tierschutzrecht verlangen, dass der Angler fischt, um sich Nahrung zu verschaffen. Nach deutscher Rechtsprechung muss dies nicht nur ein Zweck (unter anderen), sondern der Hauptzweck seiner Tätigkeit sein (so der Kommentar zum deutschen TSchG bei Hirth/Maisack/Moritz 2007, 88; anders Jendrusch / Niehaus 2008). Die Fischereiverordnung Hessens (§ 10) geht sogar soweit, eine entsprechende Gesinnung auszuschließen: „(3) Fischen in der Absicht, die Fische ohne vernünftigen Grund nach dem Fang wieder auszusetzen, ist verboten.“ Dergleichen *kann* man nicht verbieten. Das Recht ahndet den Vorsatz oder den Versuch; beides setzt aber eine entsprechende Handlung oder den Versuch, eben das Zurücksetzen, voraus.

Allerdings schließt das Tierschutzrecht aus, mit dem Fischen andere *tatsächliche Zwecke* als den der Nahrungsgewinnung anzustreben. Dies etwa ist der Fall bei der (im Ausland üblichen) Praxis eines Wettfischens mit anschließendem Zurücksetzen; eine Praxis, die auch in ethischer Perspektive hochgradig suspekt sein muss, reduziert sie doch die Fische zu einer Art Sportgerät. Dies geht grundsätzlich nicht zusammen mit der oben dargestellten Haltung der Ehrfurcht, denn hier werden Tiere vollständig instrumentalisiert.

Von der Warte des international gebräuchlichen *C&R* ist andererseits nicht leicht nachzuvollziehen, warum es Tierschutzgründe sein sollen, die einen Angler dazu nötigen, einen Fisch zu töten, statt ihn zurückzusetzen. Alexander Schwab (2010, 79) zeigt das Bild einer Anglerin mit einem enormen Karpfen im Arm, der ihr, sollte sie ihn *zurücksetzen*, in der Schweiz und in Deutschland in enorme Schwierigkeiten brächte. Dies steht in der Tat in erheblicher Spannung zu einer gewissen Ehrfurcht vor diesem respektablen Tier. Schwab hat an anderer Stelle (Schwab 2003, 91) darauf hingewiesen, dass es der Angelfischerei nichts von ihrer „Grausamkeit“ – die Schwab selbst natürlich in Abrede stellt – nehmen würde, wenn der Fisch dann schließlich gegessen wird: „If a Seychellois fisherman fishes with lines festooned with dozens of hooks and hooks a fish, it suffers the same way as it does on my hook. ... All the same the Seychellois subsistence fisher is regarded as less cruel than I who fish for recreational reasons.“ Das ist nicht wirklich paradox, denn der Vorgang als ganzer unterliegt einem moralischen Rechtfertigungsdruck: Wenn, aus welchen Gründen auch immer, das Essen von Tieren diese Rechtfertigung verschafft, dann erstreckt sie sich auf den *ganzen* Vorgang des Fischens: Die „Belastung“ für das Tier rechtfertigt sich aus dieser Sicht durch einen sinnvollen Zweck.

Viel Verwirrung in dieser Diskussion stiftet die Gleichsetzung von Zwecken (wie Nahrungsgewinn) mit den inhärenten Werten, die für den Angler in der Tätigkeit selbst stecken. Die Freude selbst kann gar nicht erstrebt werden, sie ist kein Zweck im selben Sinne wie die Nahrungsgewinnung oder ggf. der Sieg in einem Wettfischen oder die Verbesserung ökologischer Verhältnisse. Dieser Punkt ist zentra-

les Thema der philosophischen Diskussion, von A. A. Luce's „Fishing and Thinking“ (1959) bis zur luziden Darstellung des Themas in J. C. Evans' „With Respect for nature“ (2005).

Sollte die Freude am Fischen allein denn nicht genügen, den ganzen Vorgang zu rechtfertigen? Immerhin fügen Menschen Tieren auch aus anderen selbstsüchtigen Motiven ein gewisses „Leiden“ zu. Eine anthropozentrische Sicht könnte dies im Prinzip sogar zulassen, und sie lässt es in anderen Gesellschaften auch zu. *Catch and release* wird andernorts nicht als Verstoß gegen den Tierschutz, sondern als seine Erfüllung bewertet. Allerdings rühren zwei Eigenschaften des C&R an starke gegenteilige Intuitionen und verhindern, es in eine Reihe mit anderen für Tiere belastenden „Nutzungen“ zu stellen: Die Zufügung von Leiden (wie immer es sich bei geangelten Fischen genauer darstellen mag) ist mit dem Vorgang *notwendig* verbunden und tritt nicht zufällig zu ihm hinzu (wie etwa das mögliche lange Leiden eines altersschwachen Heimtieres zu dessen Leben in menschlicher Obhut hinzutreten *kann*). Außerdem bietet der Angler dem Fisch keine Kompensation. Bei Heimtier kann der Halter zumindest darauf verweisen, seinem Tier ein friedvolles Erdendasein verschafft zu haben. Das Einzige, worauf Fischer verweisen können, ist, dass viele Fische ihr Leben tatsächlich dem Zutun der Menschen verdanken, die sie als Besatzfisch erbrütet und ins Gewässer eingebracht haben.

Eine andere argumentative „Strategie“ für das C&R besteht darin, die Schmerzempfindung bei Fischen zu leugnen oder herunterzuspielen. Die Frage „*Do fish feel pain?*“ hat im letzten Jahrzehnt eine außerordentlich intensive Behandlung erfahren, sowohl was die Erhebung des naturwissenschaftlichen Sachstandes als auch dessen philosophische Deutung angeht. D. Rose führte „einen indirekten ‚Beweis‘“ damit, dass Fischen eine bestimmte Hirnregion im Großhirn (der so genannte Neocortex), die Bewusstsein und damit einhergehend Schmerzempfinden beim Menschen und anderen Primaten hervorruft, fehlt. Somit sei, so Rose, die bewusste Erfahrung von Schmerz bei Fischen unmöglich.“ (Jendrusch / Arlinghaus 2005, 2) – eine Auffassung, die mittlerweile heftig befehdet wird. Einen neuen Meilenstein in der Diskussion setzt das Buch von V. Braithwaite: „*Do fish feel pain*“ von 2010.

In (straf-) rechtlicher Hinsicht müssen die Kriterien schärfer gefasst werden, denn zum einen verlangt eine Verurteilung wegen Tierquälerei ein höheres Maß an Sicherheit, vor allem aber müssen Schmerzen, Leiden, Schäden *erheblich* sein. Auch in dieser Hinsicht darf man auf die weitere wissenschaftliche Diskussion um den „Schmerz“ der Fische gespannt sein, denn das Maß des Leidens ist hierin ebenso von Bedeutung wie die Sicherheit, mit der Menschen es bestimmen können.

Für die ethische Bewertung erscheinen diese Details eher unerheblich: Angeln mindert Fische in ihrem Wohlbefinden, und dies bedarf der Rechtfertigung.

4. Zusammenfassung

Ethische Standards scheinen für die Ausübung von Hobbies weit schwerer durchzusetzen als für professionelle Tätigkeiten. Ausbildungen sind schmaler, Kontrollen und Sanktionsmöglichkeiten geringer. Dem stehen allerdings im Hobbybereich ein stark reduzierter wirtschaftlicher Druck sowie eine womöglich höhere persönliche Motivation gegenüber. Es könnte sich von daher erweisen, dass auch HobbyjägerInnen und –fischerInnen zu einem hohen Ethos motiviert werden können – mit anderen, ihnen angemessenen Mitteln.

Ein weites Feld öffnet sich.

Literatur

- Arlinghaus, R. (2006): Der unterschätzte Angler, Kosmos, Stuttgart
- Evans, J. C. (2005): With Respect for nature, State University of New York Press, Albany
- Forstner, M./ Rohrmoser, F./ Lexer, W./ Heckl, F./ Hackl, J. (2006): Nachhaltigkeit der Jagd. Prinzipien, Kriterien und Indikatoren, Wien.
- Jendrusch, K.; Arlinghaus, R. (2005): Catch & Release – eine juristische Untersuchung. In: Agrar- und Umweltrecht 2005, S. 48 ff,
- Jendrusch, K.; Niehaus, M (2008): Aktuelle Entwicklungen und Tendenzen des Fischereirechts. Sonderheft des DAV.
- Krüger, M. (1998): Wettkampf, in: Lexikon der Ethik im Sport, 616-622.
- Kunzmann, P. (2004): Kleine Philosophie der Passionen: Angeln, dtv, München.
- Rosenberger, M. (2001¹/ 2008²): Im Zeichen des Lebensbaums. Ein theologisches Lexikon der christlichen Schöpfungsspiritualität, Würzburg.
- Rosenberger, M. (2008): „Waid-Gerechtigkeit“. Grundzüge einer christlichen Ethik der Jagd, in: Lehr- und Forschungsanstalt für Land- und Forstwirtschaft (hg), Jagd und Jäger im Visier – Perspektiven für die Freizeitjagd in unserer Gesellschaft, Irdning, 5-14.
- Schwab, A.: (2003): Hook, Line and Thinker. Angling and Ethics. Melrlin Unwin Books, Ludlow
- Schwab, A.: (2010): Angles on Fishing, E,Z & D Verlag, Biglen.
- Wirkus, B. (1998): Erfolg/ Misserfolg, in: Lexikon der Ethik im Sport, 122-128.

Michael Rosenberger, Dr. theol. habil.

Studium der Theologie in Würzburg und Rom, 1987 Priesterweihe in Rom, Kaplan und Religionslehrer in der Diözese Würzburg, 1995 Promotion an der Universität Würzburg, 1996 Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Moraltheologie der Universität Würzburg, 1999 Habilitation im Fach Moraltheologie und Ernennung zum Privatdozenten, seit 2002 Inhaber des Lehrstuhls für Moraltheologie und 2006-2010 gleichzeitig Rektor der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz, seit 2004 Mitglied der Gentechnik-Kommission beim österreichischen Bundesministerium für Gesundheit und Frauen und Umweltsprecher der Diözese Linz.

Publikationen: u.a. Was dem Leben dient. Schöpfungsethische Weichenstellungen im konziliaren Prozess der Jahre 1987-1989. (2001), Im Zeichen des Lebensbaums. Ein theologisches Lexikon der christlichen Schöpfungsspiritualität (2008), Gefährten-Konkurrenten-Verwandte, Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftsbasierten Diskurs (Hrsg. 2009).

Peter Kunzmann, Dipl- Theol., Dr. phil. Habil.

Studium in Würzburg (Diplom in kath. Theologie 1991, Promotion in Philosophie 1993, Habilitation 1996); seit Jan. 2006 Leiter der BMBF-Forschergruppe „Würde in der Gentechnologie“ am Ethikzentrum der Friedrich-Schiller-Univ. Jena. Seit 2004 apl. Professor für Philosophie in Würzburg; seit 2008 Akademischer Rat an der FSU Jena.

U.a. Mitglied der Kommission „Wissenschaft und Werte“ der Sächsischen Akademie der Wissenschaften und der AG „Würde des Tieres“ am Schweizer Bundesamt für Veterinärwesen. Mitglied der Internationalen Gesellschaft für Nutztierhaltung (IGN).

Publikationen:

- „dtv-Atlas Philosophie“ (1991; 14. Aufl. 2011, 20 Übers.)
- „Leben mit und von Tieren“ (mit R. Busch) (2004, 2. Aufl. 2006)
- „Die Würde des Tieres zwischen Leerformel und Prinzip“ (2007)
- „Primaten. Ihr moralischer Status. (2011)

Bitte speichern Sie Ihre Datei wie folgt ab:

2011 Monat Tag Nachname

und senden Sie uns Ihren (bereits auf Rechtschreibung und Grammatik Korrektur gelesenen) Beitrag bitte freundlicherweise bis spätestens zum **30.11.2011** an otterstedt@buendnis-mensch-und-tier.de2008